

# Totentafel

Autor(en): **Gerhard, Georgine / Durgiai, Erwin / Ferdmann, Jules**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **1 (1959)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Totentafel

## Clara Ragaz-Nadig

30. März 1874 – 7. Oktober 1957

Mit dem Hinschied von Clara Ragaz hat ein bewegtes und reiches Frauenleben seinen Abschluß gefunden. Auf dieses Leben trifft wohl das Bibelwort



zu: «Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.» Als besonderes Geschenk aber hat Clara Ragaz empfunden, daß es in einen stillen Feierabend ausmünden durfte, dem die Liebe ihrer Kinder und Großkinder seinen Glanz verlieh.

Claras Vater stammte aus Davos, die Mutter aus dem Schams. Von den 83 Jahren ihres Lebens hat die Tochter Bündens nur 12 in ihrem Heimatkanton verbracht und ist doch in Sprache und Wesen immer Bündnerin geblieben. Dazu trug wohl nicht zuletzt das Nadig-Haus in Parpan bei, das die Glieder der Familie alljährlich zu genußreichen Ferien vereinigte.

Vater Nadig war Anwalt; mit 45 Jahren unterzog er sich noch der Doktorprüfung in Göttingen. Sein Weitblick zeigte sich in seiner Forderung, daß jede der vier Töchter einen Be-

ruf erlernen mußte. Er bekannte sich auch zu der damals aufstrebenden Genossenschaftsbewegung. Die sechsjährige Christine kam sich etwa deklariert vor, wenn sie im Konsum einkaufen mußte; in «bessern» Kreisen war das nicht üblich. — Mit der Mutter, die ihren Mann um 34 Jahre überlebte, war Clara zeitlebens eng verbunden. Bestimmend war für sie auch der Einfluß ihrer geliebten Patin Marie Beeli von Davos. Die Atmosphäre im Haus Belfort hat wohl dazu beigetragen, daß Clara zur Befürworterin des Frauenstimmrechts wurde.

Clara war ein Jahr alt, als die Familie nach Basel zog, wo Vater Nadig eine Stelle als Sekretär bei der Schweizerischen Centralbahn bekleiden sollte. Zehn Jahre verbrachten Nadigs in der Stadt an der Nordgrenze. Nach Abschluß ihrer Schulzeit in Chur kam für Clara das obligate Welschlandjahr; dann trat sie in das Lehrerinnen-seminar in Aarau ein, das ihre ältere Schwester Eva schon besuchte. Die älteste, Verena, besorgte den beiden jüngern den Haushalt. Auf die Abschlußprüfung folgten die Jahre der Berufsausübung. 18 Monate unterrichtete Clara in England, 6 Monate in Frankreich.

Zur Überraschung vieler Churer verheiratete sich Clara Nadig, die das gesellige Leben liebte und viel umworben war, 1901 mit Leonhard Ragaz, dem damaligen Pfarrer an der St. Martinskirche. Dieser Schritt war wohl der bedeutungsvollste ihres Lebens. Die Eigenart ihres hochbegabten Gatten, der ein Suchender und Kämpfer war sein Leben lang, ließ keinen Gedanken an ein idyllisches Pfarrfrauenleben aufkommen. Schon in Basel, wohin Ragaz, einer Berufung als Münsterpfarrer folgend, 1902 übersiedelte, trat eine entscheidende Wendung in

seinem Leben ein. Solche Wendungen erfolgten von Zeit zu Zeit. Sie entsprangen neuen Erkenntnissen und bezeichneten Etappen auf seinem Weg im Dienste des Reiches Gottes. Es war für ihn ein großes Glück, eine Gefährtin zu haben, die seine Entwicklung nicht nur mit Verständnis verfolgen konnte, sondern auch an ihr innerlich stärksten Anteil hatte. Die Tatsachen aber, daß den Gatten in Basel zwei Kinder geschenkt wurden, daß es für Clara einen Haushalt zu führen und in der Gemeinde zu helfen galt, schufen ein wohlthuendes Gegengewicht zu der Anteilnahme an den innern Kämpfen ihres Lebensgefährten.

1908 finden wir die Familie Ragaz in Zürich, an dessen Universität der Basler Münsterpfarrer einen Ruf erhalten hatte. Hier, wo die Pflichten einer Pfarrfrau wegfielen, arbeitete Clara auf Gebieten, die ihr besonders am Herzen lagen. Da war zuerst die Heimarbeit, mit der sie schon in Basel durch die Adjunktin des Gewerbeinspektors, Tabitha Schaffner, vertraut geworden war. Eine Enquête sollte Material für eine schweizerische Ausstellung liefern. In die vorbereitende Kommission wurde Clara Ragaz gewählt; sie unternahm 1909 ungezählte Gänge, um die Heimarbeiterinnen zu befragen. Die so gewonnenen Kenntnisse gab sie in Vorträgen an Frauenkreise weiter.

Die ältesten Manuskripte, die von ihr vorliegen, sind Abstinenzvorträge; die erste gedruckte Arbeit, die uns bekannt ist, findet sich in der Zeitschrift «Frau und Sittlichkeit»; sie äußert sich über die Frage der Prostitution (1912). Im gleichen Jahr hielt Clara Ragaz auch einen Vortrag über die Soziale Käuferliga, die Vorläuferin der heutigen Labelbewegung. Damals stand Clara in Verbindung mit dem noch jungen Bund Schweizerischer Frauenvereine, besonders mit einer seiner Gründerinnen, der geistvollen Emma Pieczynska-Reichenbach. Auf

diese Anfänge folgten Jahre, in denen man an vielen Orten die Dienste der geschickten Rednerin begehrte. Das begreift man, wenn man ihre Manuskripte liest; sie zeichnen sich durch größte Anschaulichkeit und Lebendigkeit aus. Wo Clara Ragaz redete, konnte keine Langeweile aufkommen.

Der erste Weltkrieg führte Clara Ragaz in ein Gebiet, das für sie zum zentralen werden sollte, in die Arbeit für den Frieden. Als sich schon 1915 tapfere Frauen – darunter zwei künftige Trägerinnen des Nobel-Friedenspreises – aus kriegführenden und neutralen Ländern im Haag trafen, hätte Clara Ragaz unter ihnen sein sollen. Aus Rücksicht auf ihre Familie verzichtete sie darauf. Sie sammelte jedoch in der Schweiz Gesinnungsgenosinnen um sich, um mit ihnen bereit zu sein für konkrete Aufgaben.

Die erste Aufgabe kam freilich von anderer Seite, von dem Kreis um den Amerikaner Henry Ford. Er hatte sein «Friedensschiff» ausgesandt und betrieb eine neutrale Vermittlungs-Konferenz nach Stockholm, an die auch die Schweiz fünf Delegierte senden durfte. Darunter waren Clara Ragaz und Marguerite Gobat; der spätere Bundesrichter Dr. Studer war wohl der repräsentativste der Männer. Nach einem erfreulichen Anfang zeigte sich aber, daß Ford ungeeigneten Menschen die Leitung der Konferenz übertragen hatte und durch sie seine Weisungen an die Teilnehmer ergehen ließ. Das war nichts für demokratische Schweizer. Nach zwei Monaten zog sich Clara Ragaz zurück, mußte aber noch einen Monat warten, bis sie durch Deutschland zurückfahren durfte. Etwas Wertvolles hatte sie gelernt, nämlich wie man international *nicht* arbeiten kann.

Erfreulicher gestaltete sich die Arbeit im Kreise der Haager Pionierinnen. Sie kamen 1919 zu einem von Clara Ragaz organisierten Kongreß nach Zürich. Dort legten sie sich den Namen Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit zu. Wohl war Friede; um so nötiger waren die Anstrengungen, weiteren Kriegen entgegenzuwirken. Im einzelnen können wir diese Anstrengungen nicht schildern. Clara hatte großen Anteil daran, von 1929–1946 als Mitglied des Prä-

sidiums, von 1918–1946 als Präsidentin des schweizerischen Zweiges der Liga. Durch ihr gewinnendes Wesen eroberte sie die Herzen ihrer Mitarbeiterinnen; ihr köstlicher Humor erleichterte ihr die nicht immer leichten Verhandlungen während des zweiten Weltkrieges.

Noch einmal vollzog sich eine bedeutsame Wendung im Leben der Familie Ragaz, als sich 1921 Leonhard Ragaz entschloß, auf seine Professur zu verzichten und nach Außersihl übersiedeln. Dort wollte er mit seiner Gattin als «gute Nachbarn» unter der Arbeiterschaft leben, wie er dies in den englischen Settlements gesehen hatte. Auch dazu konnte Clara von innen heraus ja sagen. Wirtschaftlich schloß dieser Wechsel ein Wagnis ein; doch konnte die ehrenamtliche Redaktion der von Ragaz gegründeten Zeitschrift «Neue Wege» von seinen Freunden in einen bezahlten Posten umgewandelt und damit eine bescheidene materielle Sicherheit geschaffen werden. Im «Gartenhof» vollzog sich nun

wertvolle Volksbildungsarbeit. Claras Anteil bestand darin, die jungen Arbeiterinnen und die Mütter zu Kursen zu sammeln. Dabei bewährte sich ihre Lehrgabe aufs schönste. Von Zeit zu Zeit veranstaltete sie Ferienwochen mit den Müttern. Clara Ragaz und ihr Mann wirkten auch öfters mit an den Kursen im Volksbildungsheim für Mädchen, «Casoja» am Lenzerheidsee.

Noch auf einer Reihe von Gebieten betätigte sich Clara Ragaz; wir beschränken uns hier darauf, die Flüchtlingshilfe zu nennen, der Clara Ragaz und ihre Tochter in den letzten zwei Dezennien viel Zeit und Kraft zugewendet haben. Diese Arbeit leistete Entscheidendes für manch ein gestrandetes Menschenleben.

Fragen wir zum Schluß nach dem Geheimnis dieses so reichen und bewegten Frauenlebens, so beruht es zweifellos auf der innern Ruhe, die ein Gehalten- und Geborgensein in Gottes Hut schenkt.

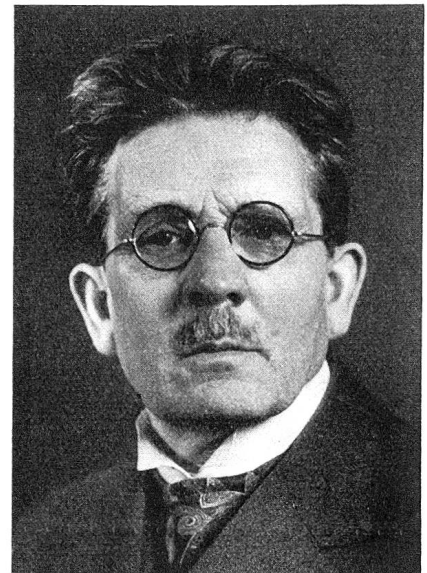
Georgine Gerhard

## Professor Dr. iur. Peter Tuor

12. Juli 1876 – 2. November 1957

«Honeste vivere, neminem laedere, suum cuique tribuere.» Ulpian

Wenn der gottbegnadete akademische Lehrer Peter Tuor an den Anfang seiner Einführung in das römische Recht die programmatische Sentenz des großen römischen Juristen Ulpian setzte und den jungen Rechtsbeflissenen mit allem Nachdruck verkündete: «Iuris praecepta sunt haec: honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere», so war dies nicht nur die wegweisende Definition eines überzeitlichen Rechtsbewußtseins oder gar eine rhetorisch-schöngeistige Verlautbarung, es war zugleich und insonderheit ein persönliches Bekenntnis, das wie ein leuchtender Stern die ganze wissenschaftliche und private Laufbahn des Rechtsgelehrten überstrahlte. Sittlich zu leben, niemanden zu verletzen und jedem das Seine zuzuerkennen, das war in der Tat ein



rechtliches Anliegen und ethisches Bedürfnis Professor Tuors, das uns mit dem Hinscheiden dieser unvergeßlichen Gelehrtengestalt nur noch ge-

läuterter und überzeugender erscheint und anspricht. Ist der beredte Mund des nimmermüden Dozenten am Aller-seelentag vorigen Jahres auch verstummt, sein markantes Lebensbild im Lichte dieses erhabenen rechtlichen und moralischen Leitmotivs wird seiner Schülergeneration stets sprechendes Testament sein und bleiben!

Schon der äußere Lebenslauf des verewigten Altmeisters der Rechtswissenschaft war ein außergewöhnlicher und eigenartiger, der erst die vielseitige Persönlichkeit Tuors formte und uns erklärlich macht. Geboren am 12. Juli 1876 im mittelitalienischen Aquila degli Abruzzi, wo sein aus Briggels gebürtiger Vater ein Handelsgeschäft besaß und betrieb, kehrte der junge Pietro bereits im Jahre 1882 nach dem vorzeitigen Tode des Familienhauptes mit der Mutter und den beiden Geschwistern in die bündnerische Heimat zurück. Das idyllische Dorf Laax mit dem mütterlichen Stammhaus Coray war fortan Zelle und Zentrum der kleinen Familie Tuor. Hier, in rein rätoromanischer Umwelt, besuchte der geweckte Pieder die Primarschule und faßte die starken Wurzeln, die ihn zeitlebens mit Land und Volk der Surselva und Graubündens verbanden. Kein Wunder, daß der spätere Universitätsprofessor Jahr für Jahr nach seinem geliebten Laax zurückkehrte, um inmitten seiner Landsleute die Ferien zu verbringen und neue Kraft für seinen hohen Beruf und seine hehre Berufung zu sammeln. — Mit 12 Jahren trat der talentierte Knabe in die Klosterschule Disentis ein und absolvierte an dieser uralten Kulturstätte die damals bestehenden vier ersten Lateinklassen, um hierauf am Kollegium in Schwyz die Gymnasialzeit mit der Matura abzuschließen. Seine «*vita academica*» begann er in Rom mit dem Studium der Philosophie, von der er zur klassischen und indogermanischen Philologie hinüberwechselte. Bald entschloß sich aber der temperamentvolle Bündnerromane für die Rechtswissenschaft, in deren Geist und Geschichte er sich an den Universitäten von Freiburg i. Ue., Bern, Berlin und Wien vertiefte. Nachdem er bereits 1903 mit der schulemachenden Dissertation «Die

Freien von Laax» in Freiburg «*summa cum laude*» zum Doktor beider Rechte promoviert hatte, spezialisierte er sich auf Drängen seines autoritären Freundes, Nationalrat Dr. Caspar Decurtins, und auf Veranlassung der Freiburger Rechtsfakultät auf das römische Recht. Und schon 1905 berief ihn der Staatsrat von Freiburg zum außerordentlichen Professor für diese Disziplin, welcher Wahl bereits drei Jahre später die Ernennung zum Ordinarius folgte. Bemerkenswert ist dabei die Tatsache, daß Prof. Tuor seit dem Jahre 1912 seine Lektionen nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer Sprache hielt, eine doppelte Aufgabe, aber auch eine außerordentliche Leistung! Im Jahre 1918 wurde Dr. Tuor die Würde und Bürde eines «*rector magnificus*» zuteil, in welcher Eigenschaft er als Friedensrektor in die Hochschulgeschichte einging. Mittlerweile war der Name Tuor in schweizerischen rechtswissenschaftlichen Kreisen zu einem Begriff geworden, so daß es nicht verwunderlich ist, daß Pierre Tuor 1920 eine Berufung an die Universität Genf erhielt und bereits zwei Jahre später auf den Lehrstuhl für römisches Recht an der «*alma mater Bernensis*» erhoben wurde. Der Bundesstadt und ihrer Hochschule hielt nun der gesuchte Rechtslehrer seine Treue, und zwar auch dann, als der Ruf an ihn erging, die Lehrtätigkeit mit dem Richteramt an unserem höchsten Dikasterium, dem Bundesgericht in Lausanne, zu vertauschen. Im Lehramt war er denn auch in seinem Element: Begeisterungsfähigkeit, gepaart mit wissenschaftlicher Strenge, aber auch mit menschlicher Wärme, zeichneten den Dozenten Tuor aus. Dabei besaß er die Kunst, selbst schwierige Materien leichtfaßlich, einfach und klar vorzutragen und seinen Schülern verständlich zu machen. Zudem war Prof. Tuor der väterliche Freund seiner Studenten, denen er vor allem auch außerhalb der Lehrräume profundes Wissen und charakterliche Persönlichkeitswerte zu vermitteln verstand. 1944/45 erwählte ihn der einstimmige Senat der Universität Bern zu deren Magnifenz, womit Peter Tuor zum zweiten Male der Ehre eines Friedensrektors teilhaftig wurde. Mit

Erreichung der Altersgrenze 1946 trat der hochgeschätzte Dozent in den wohlverdienten Ruhestand, den er allerdings mehr «*cum dignitate*» denn als «*otium*» auffaßte und zu nutzen trachtete.

Die glänzende akademische Laufbahn Tuors war bedingt und begleitet von einer fruchtbaren und bedeutenden schriftstellerischen Tätigkeit. Wiewohl sein eigentliches Fachgebiet das römische Recht war und blieb, das er mit der Habilitationsschrift «*Die mors litis im römischen Formularverfahren*» inauguriert hatte, wandte er sich doch immer mehr dem schweizerischen Zivilrecht zu, das zu Beginn unseres Jahrhunderts im Zeichen der Vereinheitlichung in das entscheidende Stadium getreten war. Unverzüglich nach der Verabschiedung des Schweiz. Zivilgesetzbuches durch die beiden Kammern der Bundesversammlung im Jahre 1907 machte sich Prof. Tuor daran, in einer ganzen Reihe von öffentlichen Vorträgen die neue Gesetzesmaterie dem Schweizervolke bekannt und vertraut zu machen. Sie bildeten dann auch die Grundlage für seine systematische Darstellung «*Das neue Recht*», die in der Folge unter dem Titel «*Das Schweizerische Zivilgesetzbuch*» bereits ein halbes Dutzend Auflagen und zudem eine französische Übersetzung erfahren hat und anerkanntermaßen zum führenden Standardwerk unseres bürgerlichen Rechtes geworden ist. Es ist das unentbehrliche Instrument sowohl für den wissenshungrigen Studenten wie für den praktizierenden Anwalt und den rechtssprechenden Zivilrichter. Zur unbestrittenen Autorität entwickelte sich Peter Tuor auf dem Gebiete des schweizerischen Erbrechtes, dem er die monumentale Kommentierung im Rahmen des Berner Gesamtkommentars widmete und die er 1929 zum Abschluß brachte. Auch dieses fundamentale Werk erfährt zurzeit eine erneute Auflage, deren ersten Teil der emeritierte Professor noch selbst besorgte und deren zweiten Band er in Zusammenarbeit mit seinem Berner Kollegen und Bündner Landsmann, Prof. Dr. Emil Beck, auch noch in die Wege leitete. Dieser unübertroffene Kommentar wird als unvergängliches

Denkmal den Namen des Rechtsgelehrten Tuor lebendig erhalten, solange unser vereinheitlichtes Zivilrecht Bestand haben wird. Begreiflich, daß Prof. Tuor wohl zum gefragtesten Gutachter und Schiedsrichter in erbrechtlichen Streitfällen, selbst über unsere Landesgrenzen hinweg, heranwuchs. — Neben diesen seinen allbekanntesten Veröffentlichungen hat Tuor noch eine ganze Kette von Monographien verfaßt, die vor allem Teile und Einzelfragen des Erbrechtes behandeln. Namentlich erwähnen möchten wir lediglich noch seine prächtigen Arbeiten über «Rätoromanische Rechtsdenkmäler» und «Rätoromanische Rechtssprüche», die wahre Fundgruben rätischer Rechtsgeschichte darstellen. Wie der Dozent, so zeichnete sich auch der Autor Tuor durch die Klarheit des Gedankens und die Einfachheit der Formulierung aus, Eigenschaften, die just beim Juristen von unschätzbarem Werte sind. Die Probleme zu sehen und sie in logischer Verarbeitung zu meistern, das war die Stärke unseres verstorbenen Lehrers. Die Ehrendoktorhüte, die ihm befreundete Rechtsfakultäten der welschen Schweiz verliehen, waren dergestalt nur die äußere Anerkennung eines großen und wertvollen wissenschaftlichen Lebenswerkes.

Für uns Bündner und insbesondere für die Rätoromanen war Peter Tuor aber nicht nur ein hervorragender Wissenschaftler von nationalem Format, er war zudem einer der gewichtigsten und gewichtigsten Führer seines romanischen Volkes. Schon als junger Student ließ er sich durch den Feuerkopf des «Löwen von Truns» für den heiligen Kampf um die Erhaltung des ererbten Mutterlandes und seiner Kultur begeistern. 1896 stand er mit Caspar Decurtins und seinem Studienfreund Gion Cahannes, dem späteren Kantonsschulprofessor und Kanonikus, an der Wiege der surselvischen Studentenvereinigung «Romania», die von entscheidender Bedeutung für die rätoromanische Renaissance an den Ufern des Rheines werden sollte. Dieser seiner romanischen Lebensverbindung wahrte er seine Zuneigung und Treue bis zu seinem letzten Atemzug. Durch zwei volle Jahrzehnte, von 1907

bis 1926, hat er die Redaktion des Jahrbuches der Romania, «Igl Ischi», betreut und mit gediegenen juristischen und programmatischen Beiträgen bereichert. Und höchst selten fehlte er an den Jahresversammlungen dieser in ihrem Kern studentischen Volksvereinigung. Das zu Ehren des achtzigjährigen Mentors im Spätsommer 1956 in Laax veranstaltete Jubelfest war mehr als verdient und wird allen damals Anwesenden in dankbarer Erinnerung bleiben! Aber auch der «Ligia Romontscha», dem Dachverband der rätoromanischen Sprachvereinigungen, lieh Prof. Tuor seit ihrer Gründung im Jahre 1919 willig seine geistige und moralische Unterstützung und Mitarbeit. In allen Engpässen und Wirrnissen war es Prof. Tuor, der den bedrängten Führern der Ligia zu Hilfe eilte und ihnen mit Rat und Tat zur Seite stand. Nicht selten waren es seine fundamentalen Gutachten oder seine luziden Voten, die den Weg in die Zukunft wiesen. Dabei zeichnete eine Eigenschaft die Persönlichkeit Tuors aus, die nicht ohne weiteres als Gemeingut der Bündnerromanen angesprochen werden kann: Tuor hatte den geistigen Weitblick und die charakterliche Kraft, über den Partikularismen und Rivalitäten der einzelnen Talschaften und ihrer Idiome zu stehen und die sprachliche und kulturelle Einheit und Zusammenarbeit zu vertreten und zu betätigen. Dafür wissen wir ihm Dank über sein Grab hinaus! Aber auch seine mustergültigen rätoromanischen Übersetzungen des «Schweizerischen Zivilgesetzbuches» und des

«Schweizerischen Strafgesetzbuches» haben seine engere Heimat zu dauerndem Danke verpflichtet.

Mit Professor Dr. Peter Tuor ist ein bedeutender Bündner und Schweizer dahingegangen. Herkunft und Werdegang ließen ihn zur lebendigen Verkörperung der viersprachigen Schweiz heranreifen. Nicht nur beherrschte er in seltener Vollkommenheit unsere vier Landessprachen, er hatte auch deren Geist und Kultur in sich aufgenommen und zu einer harmonischen Synthese vereinigt. Trotz dieser nicht alltäglichen Eigenschaften und seiner brillanten Karriere blieb Prof. Tuor Zeit seines Lebens der bescheidene Bündner, der allem Nur-Äußerlichen und Allzu-Geschäftigen abhold war und stets nach dem Kern der Menschen und der Lebenserscheinungen forschte und urteilte. Falsch und Trug waren seinem Wesen derart fremd, daß er oft Mühe hatte, das Unwahre und Unwahrhaftige überhaupt zu erfassen und zu verstehen. Er war fürwahr nicht nur den Seinen ein lieber und treubesorgter «pater familias», er schenkte auch seiner größeren Studentenfamilie und seinem ausgedehnten Freundeskreis in reichem Maße seine Zuneigung, Güte und Hilfsbereitschaft. Der Schlüssel zu diesem echten Menschentum war aber in seiner tiefen Religiosität zu suchen, die zwar nichts mit Frömmerei zu tun hatte, aber um so unmittelbarer und ungekünstelter wirkte, getreu der ewigen Wahrheit: Die Seele aller Kultur ist die Kultur der Seele!

*Erwin Durgiai, Chur*

## Dr. Erhard Branger

14. Juni 1881 — 21. Januar 1958

Im Leben von Dr. Erhard Branger lassen sich drei größere Abschnitte erkennen: die ersten 25 Jahre des Wachstums und Reifens bis zum Abschluß seiner juristischen und kulturhistorischen Studien im Jahre 1906, dann etwa ein halbes Jahrhundert vielseitiger öffentlicher Tätigkeit, und zwar bis 1936 in Davos und darauf in Chur.

Erhard Branger wurde am 14. Juni 1881 in Murten, Kanton Bern, geboren, wo sein in Davos beheimateter Vater eine Zeitlang als Lehrer tätig war. Seine Eltern zogen drei Jahre später nach Chur, und dann ließen sie sich 1887 dauernd in Davos nieder. Erhard Branger ging hier zur Schule, dann besuchte er die Kantonsschule



in Chur und studierte anschließend Rechtswissenschaften in München, Leipzig und Bern. An der juristischen Fakultät der Berner Universität promovierte er 1905 zum Doktor magna cum laude mit der Dissertation «Rechtsgeschichte der Freien Walser in der Ostschweiz». Dieses schöne Werk wird heute noch viel gelesen und benützt. Nach Verfluß von 50 Jahren erneuerte ihm die besagte Fakultät sein



Dr. Erhard Branger †

Doktordiplom, und dabei hieß es mit Recht, seine Dissertation habe den Wert einer gründlichen wissenschaftlichen Arbeit gehabt und behalten.

Neben den Rechtsstudien befaßte sich Erhard Branger auch mit Kunst und Literatur. Gerne ergriff er nun die sich bietende Gelegenheit, seine Ausbildung durch kürzere kunsthistorische und sprachliche Studien in Paris und in Italien zu erweitern. Dann eröffnete er eine eigene Anwaltspraxis in Davos, besorgte daneben bis zum ersten Weltkrieg die Redaktion der «Davoser Blätter» und betätigte sich auf dem literarischen Felde auch als Steinbock-Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung». 1907 trat er in den Ehestand mit Fräulein Meta Hirzel, die für seine geistigen Bestrebungen volles Verständnis hatte, und ihrer harmonischen Ehe entsprossen drei Söhne und zwei Töchter, denen Dr. Branger ein treubesorgter Vater war.

Beim Übergang von einer rein juristischen und literarischen Betätigung

zur praktischen kommunalen Arbeit in Davos ging es zunächst nicht ohne Fehler ab, doch hat sich Dr. Branger bald eingearbeitet und ist Davos in den Jahren 1920 bis 1936 ein initiativer und unermüdlich schaffender Landammann gewesen. Davos befand sich nach Beendigung des ersten Weltkrieges in einem verwahrlosten Zustande, und wer damals in dem primitiven Bahnhof Davos-Platz ausstieg und das chaotische Bild von baufälligen Gebäulichkeiten ringherum wahrnahm, der glaubte nicht, den Weltkurort Davos vor sich zu haben. Dieses ganze Viertel wurde unter Landammann Dr. Branger im Zusammenwirken mit Architekt Rudolf Gaberel saniert, und das so begonnene Werk der baulichen Erneuerung von Davos wurde später von ihm noch vervollständigt, indem er bei der Rhätischen Bahn den Bau eines neuen Bahnhofgebäudes Davos-Platz durchsetzte. Seit 1928 bemühte sich Dr. Branger um den Bau der Parsenn-Bahn, und 1931 konnte der damals Fünfzigjährige dieses überaus wichtige Unternehmen mit Hilfe einer Gruppe einsichtiger Männer ins Leben rufen. 1927 übernahm Landammann Dr. Branger noch das Präsidium des Kurvereins Davos, und diesen vermehrten Einfluß verwendete er, um dem Kurdirektor Hans Valär zum langersehten Bau eines großen Eisbahngebäudes zu verhelfen, die Hohe Promenade zu errichten, den Busbetrieb auf der Promenade zu organisieren usw. Seinem Einsatz sind auch verschiedene Schulbauten und Verwaltungsreformen zu verdanken. Dr. Branger wirkte ferner bei der Gründung des Schweizerischen Forschungsinstitutes in Davos, der Davoser Hochschulkurse 1928–1931 und der Kunstgesellschaft Davos mit. Die Kunsttätigkeit suchte er mit eigenen Mitteln als Privatsammler und durch Gemeindeaufträge an den Bildhauer W. Scherzmann sowie die Kunstmaler Augusto Giacometti und Ernst Ludwig Kirchner zu beleben. Er war auch einer der ersten Bündner, der die kulturhistorischen Erstlingsschriften des damals in Davos in stiller Zurückgezogenheit lebenden Dr. Erwin Poeschel richtig erkannte und förderte. Von ihm ist auch die Initiative zur

Abfassung der großen Monographie «Der Zehngerichtenbund» durch Staatsarchivar Dr. Paul Gillardon sowie der Davoser Kurortsgeschichte durch den Schreibenden ausgegangen. Das Heimatmuseum Davos und die Renovation der Sertiger Kirche unterstützte er mit namhaften eigenen Beiträgen.

Auf politischem Gebiet betätigte er sich von 1911 bis 1936 als Mitglied des Großen Rates und 1932 als dessen Präsident. 1933 war er freisinniger Fraktionspräsident und 1934 kantonaler Parteipräsident. Er war aber von Natur aus ein kämpferischer Alleingänger und paßte von jeher nicht recht zu irgendeiner Partei: den Rechtsstehenden war er zu radikal, den Linksstehenden zu konservativ und allen zusammen zu wenig diplomatisch. So brachte er es in der Politik nicht so weit, wie er es eigentlich auf Grund seiner überragenden Fähigkeiten verdient hätte.

1936 übersiedelte Dr. Branger mit seiner Familie nach Chur, wo er als Nachfolger Gustav Beners die Direktion der Rhätischen Bahn übernahm. Es gelang ihm in dieser Eigenschaft, verschiedene Einsparungen zu erreichen, den Zusammenschluß der vier bündnerischen Schmalspurbahnen durchzuführen und, trotz dauernder Knappheit der Mittel, den Rollmaterialpark zu vergrößern sowie einige veraltete Stationsgebäude zu erneuern. Als er am 1. Juli 1949 nach erfülltem 68. Altersjahr von der Direktion der Rhätischen Bahn zurücktrat, konnte er, wie kürzlich ein Fachmann geschrieben hat, seinem Nachfolger zwar nicht ein blühendes Geschäft, aber doch einen geordneten Betrieb mit gut unterhaltenen Anlagen übergeben. Nach dem Rücktritt wirkte Dr. Branger wie bis anhin in den Verwaltungsräten der Schweizerischen Bundesbahnen und einiger privater Bahnen sowie in den geschäftsführenden Ausschüssen der Schweizerischen Zentrale für Verkehrsförderung und des Schweizerischen Fremdenverkehrsverbandes mit. Er stand auch weiterhin dem Verwaltungsrat der Davos-Parsenn-Bahn vor und führte dieses muster-gültig organisierte Unternehmen durch immer neue Ausbaurbeiten zu seinem heutigen Weltruhm. Nun aber

ist all die unentwegte Mühe und Arbeit für immer vorüber, und seine Asche ruht in der geliebten Heimat-erde auf dem schönen Waldfriedhof

Davos, den er einst im Zusammenwirken mit Rudolf Gaberel ins Leben rief.

*Jules Ferdmann*

## Meister Joseph Otto Pinggera

2. Juni 1877 – 25. Januar 1958

Er starb mitten aus seiner Arbeit heraus, der er, hochbetagt, bis kurz vor seinem Ende in unermüdlicher



Hingabe obgelegen hatte. Noch in den letzten Wochen vor seinem Ableben fand man ihn, vermeintlich genesen von einer schweren Erkrankung, in seiner Werkstätte hinterm Metzgerplatz tätig. Sein Auge glänzte, und

unter seiner Hand, die noch immer mit Sicherheit den Hammer führte, entstanden jene Werke seiner Schmiedekunst, die in ihrer edlen Schönheit und Harmonie ihresgleichen suchen. Welches Formgefühl und welcher Gestaltungswille beherrschten diesen einfachen Mann! Ohne besondere Schulung (mit Ausnahme einer zweijährigen Ausbildung an der kk. Hofkunstschule in Wien), aber erfüllt von einer echten künstlerischen Begabung und Berufung (er hatte ursprünglich Kunstmaler werden wollen), arbeitete er an sich, entlockte dem spröden, harten Material Formen, die noch lange zum Schönsten zählen werden, was einheimische Schmiedekunst je in unseren Marken geschaffen hat.

Gerade die letzten Jahre, die für Meister Pinggera mit viel persönlichem Leid und Kummer erfüllt waren, ließen ihn wahre Meisterwerke schaffen. Man sehe sich die reichen Ständerlampen an, welche heute den Churer Ratssaal zieren, oder die

Wandlampen in der offenen, ebenerdigen Halle des Rathauses. Welche einfache Schönheit strahlen sie aus! Und erst die Schmiedegitter an den Eingängen zum alten Churer Stadtgarten, die er noch entwerfen und zum Teil gestalten konnte! Niemand kann achtlos und flüchtig daran vorbei gehen. Denn hier spricht ein echtes Kunstwerk zu uns, eine Vollendung in der Komposition und Ausführung, die den Stempel des Unvergänglichen tragen. Ein Katalog allein der größeren Arbeiten, die Meister Pinggera entwarf und ausführte, Schmiedegitter, Tore, Leuchter, Grabkreuze, Lampen, würde uns ein umfassendes Lebenswerk vergegenwärtigen, nicht zu vergessen die zahlreichen Kleinarbeiten, die vorwiegend Liebhaber im In- und Ausland gefunden haben.

Weil er als Kunstbeflissener den Weg seiner Berufung ging, war sein Existenzkampf oft schwer und zwang ihn mitunter, für sich und seine Familie fremde Arbeit zu suchen. So betätigte er sich während vieler Jahre im Gastgewerbe (die Gabe, seine Gäste zu unterhalten, besaß er!), ferner als städtischer Funktionär und dgl. Aber auch in diesen mitunter schweren Jahren galt sein ganzes Anliegen dem Schmiedehandwerk, dem er die Treue hielt und das ihn in seinen hohen Jahren wieder ganz einnahm. Die Zeugnisse seiner Arbeit sichern ihm den Dank des Landes. *Peter Metz*

## Pfarrer Dr. h. c. Emil Camenisch

17. April 1874 – 17. Juli 1958

Symbolhaft liegen Anfang und Ende seiner langen Lebenswanderung in der Heimat-erde, im Heinzenberger Dörflein Sarn. Dort ist Emil Camenisch am 17. April 1874 als zweiter Sohn einer im Heimatboden fest verwurzelten Familie geboren. Unter der Führung aufgeschlossener, verständnisvoller Eltern entwickelten sich Körper und Geist des begabten Knaben aufs schönste. Dort weitete sich sein Blick über das täglich Notwendige hinaus. Nach Absolvierung der Gymnasialabteilung der Kantonsschule widmete

er sich an den Universitäten Basel und Berlin mit Eifer dem Studium der Theologie. Wie war es ihm aber Bedürfnis und Genugtuung, während der Ferien seinen Angehörigen in der Heimat bei den landwirtschaftlichen Arbeiten freudig mitzuhelfen! Diese Tätigkeit hielt in ihm die innige Verbindung mit Volk und Brauchtum lebendig und half mit, das Ewige im Kleinen des Alltags zu finden. Sie öffnete ihm aber auch den Sinn für die Schönheiten der Natur. Es ist ein Zeichen seiner Vielseitigkeit, daß der

Student sich neben seinem beruflichen Studium auch mit Fragen der Naturwissenschaften beschäftigte. Eine reiche Pflanzensammlung und manche Vorträge und Kurse über einheimische Nutz- und Giftpflanzen bis ins Alter hinein geben davon Zeugnis.

Nach Ablegung seiner Examina vor der Evangelisch-rätischen Synode wurde Emil Camenisch als Pfarrer nach Flerden-Urmein-Tschappina berufen. Mit größter Gewissenhaftigkeit widmete er sich hier den mannigfaltigen Aufgaben des Pfarramtes, der Seelsorge, der Schule, des Armenwesens, der Predigt-tätigkeit, der sozialen Fürsorge. Daneben blieb ihm Zeit für historische Studien. Seit jeher hatte ihn

die Geschichte, das Werden von Volk und Kirche, der Weg aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein gefesselt. Die Früchte seiner zielbewußten Arbeit sollten später reifen. Von 1912 bis 1943 wirkte er sodann in gleichem Sinn und Geist in Valendas-Sagogn. Hier führte ihn sein aufmerksamer und lebendiger Geist über die Grenzen seiner Kirchgemeinden hinaus. Er stellte seine Kräfte in den Dienst der Gemeinschaft der evangelischen Kirchgemeinden des Oberlandes, gehörte zu den Begründern der Evangelischen Vereinigung der Gruob und Umgebung, die er während Jahrzehnten mit Auszeichnung präsidierte. Er wirkte mit der ihm eigenen Energie und nie erlahmender Tatkraft für den Bau und Betrieb eines Evangelischen Talasyls in Ilanz. Was er einmal für gut befunden, dafür setzte er sich mit zäher Ausdauer ein. So hat er sich für das kirchliche und religiöse Leben im Oberland unbestreitbare Verdienste erworben. In der Evangelisch-Rätischen Synode wurde seine aufrechte, überzeugte Geisteshaltung sehr geschätzt. Während langer Jahre gehörte er dem Examinationskollegium und dem Kirchenrat an. Die Synode ehrte ihn besonders durch seine Wahl zum Vizedekan.

So konnte Camenisch auf ein reiches Lebenswerk zurückschauen, als er 1943 vom Pfarramt zurücktrat. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Tschappina. Auch hier stellte er seine Kräfte der Öffentlichkeit zur Verfügung, widmete sich daneben schriftstellerischen Arbeiten, bis ihn zunehmende Altersbeschwerden und Krankheit zur ihm unwillkommenen Ruhe nötigten. Nach langem Leidenskampfe durfte er am 17. Juli 1958 heimgehen. Auf seinen Wunsch wurde sein Leib auf dem heimatlichen Friedhof in Sarn beigesetzt.

Was dem Schaffen Emil Camenischs über das gewöhnliche Maß hinaus bleibenden Wert verleiht, ist seine Tätigkeit als Forscher und Geschichtsschreiber. Schon in jüngeren Jahren packte ihn die Liebe zur Kirchengeschichte. Ihr widmete er seine ganze freie Zeit und Kraft bis ins hohe Alter hinein. Zunächst durchforschte er aufs peinlichste die Archive des Klo-

sters Cazis, die Gemeindearchive seiner engeren und weiteren Heimat, zog auch die Urkunden aus Privatbesitz soweit irgend möglich zu Rate. Mit zäher, aufopfernder Hingabe ist er den Zeugen der Vergangenheit nachgegangen. So ist's denn nicht von ungefähr, daß die Synode gerade ihn mit der Ausarbeitung einer bündnerischen Reformationsgeschichte beauftragte. Sie war das Resultat vieljähriger, umfassender, unermüdlicher Forschungsarbeit. Wenn es auch schon mehrere andere Darstellungen der bündneri-



Pfarrer Dr. h. c. Emil Camenisch †

schen Reformationsgeschichte gab, erschien ihm doch angesichts der neu erschlossenen Quellen eine Neubearbeitung des umfangreichen Stoffes als unerlässlich. Darüber äußert er sich im Vorwort: «Es ist Pflicht und Aufgabe der lebenden Generation, in die unter schweren Opfern geführten Kämpfe des 16. Jahrhunderts sich zu versenken und im Aufblick zum ewigen Lenker der Menschengeschicke zu lernen, was zu lernen, und zu vergessen, was zu vergessen ist.» Mit welcher Liebe, mit wieviel dokumentarisch begründeter Genauigkeit gibt Camenisch eine Geschichte des Werdeganges der Reformation in jeder einzelnen Kirchgemeinde und Talschaft, ohne die großen Zusammenhänge außer acht zu lassen. Seine Darstellung ist von warmer Anteilnahme durchpulst. Sorgsam wird Steinchen zu Steinchen gefügt,

bis das Mosaik der Darstellung sich zu einem lebenddurchfluteten Bilde vereinigt. Mit dieser grundlegenden Arbeit hat sich Camenisch dauernde Verdienste erworben. Die Theologische Fakultät der Universität Basel hat den Verfasser mit der Würde eines doctor honoris causa ausgezeichnet.

Diesem ersten kirchengeschichtlichen Werke folgten andere. Da ist zu nennen die 1950 erschienene «Geschichte der Reformation und Gegenreformation in den italienischen Südtälern Graubündens und den ehemaligen Untertanenlanden Chiavenna, Veltlin und Bormio». Sie war in mancher Hinsicht eine Fortsetzung seiner bündnerischen Reformationsgeschichte. Hier sucht der Verfasser zum erstenmal eine zusammenhängende Übersicht über die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts in den südlichen Alpentälern zu geben. Auch dieses Werk wird immer wieder zu Rate gezogen werden müssen, wenn man die geistigen Kämpfe jener Zeit kennenlernen und beurteilen will. Eine sehr ansprechende Darstellung über die religiöse Entwicklung und das Leben der evangelischen rätoromanischen und italienischen Gemeinden der Schweiz veröffentlichte Camenisch sodann in dem 1935 erschienenen dritten Bande des von Friedrich Siegmund-Schultze herausgegebenen Werkes «Ekklesia». Sie vermittelt dem ganzen deutschen Sprachgebiet eine eindruckliche Schau des kirchlichen Lebens in den bündnerischen Alpentälern in Vergangenheit und Gegenwart, in der sich der reiche Schatz des Wissens seines Verfassers in gedrängter Form aufs schönste offenbart.

Neben diesen größeren Werken schrieb Camenisch zahlreiche kleinere Arbeiten über kirchengeschichtliche Stoffe unserer Heimat, die, auch wenn sie oft nur die Lokalgeschichte beleuchten, doch durch die Klarheit der Darstellung weitere Kreise interessieren. Eine größere Zahl von Arbeiten aus seiner Feder sind im Bündner Monatsblatt erschienen, andere im Bündner Haushaltungs- und Familienbuch und im Bündner Jahrbuch, in den Jahresberichten der Historisch-antiquarischen Gesellschaft, im Bündner Kirchenboten, im Calender per mintga



gi und in der Tagespresse. Aber auch wenn er sich zu anderen Themen äußerte, wie z. B. über Erziehungs- und Schulfragen, über die Bündner Landfrau im Wandel der Zeit, über den Bauerngarten usw., immer hatte er etwas Tiefschürfendes zu sagen, das als Wegweiser dienen konnte.

Sein letztes Werk ist sein 1955 erschienenes Heimatbuch über die Walsersiedlung Tschappina. Aufs glücklichste ist hier die Geschichte vom Werden und von der Entwicklung einer bündnerischen Gemeinde mit den Fragen und Problemen der Jetztzeit vereinigt. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. Das Schicksal dieses kleinen Gemeinwesens läßt den Leser nicht los. Auch aus ihm spricht bei aller Nüchternheit der Darstellung eine starke Liebe zu Land und Leu-

ten, ihrem Streben und Kämpfen mit den Naturgewalten und den aus dem menschlichen Wesen sich ergebenden Voraussetzungen und Bedingungen. Solche bis ins einzelne gehenden Bilder aus dem Bergbauernleben können im Leser nur Heimatliebe wecken, Achtung und Ehrfurcht für das Vergangene und Verständnis für seine Existenz in der Gegenwart. Es ist, als ob man's herausspüre, daß das Buch mit des Verfassers Herzblut geschrieben ist, geworden aus der starken Anhänglichkeit, dem inneren Verwachsensein mit dem Ort und seiner Geschichte, der ihm letzte irdische Heimat hat sein dürfen. Darum war es ihm eine besondere Genugtuung, daß die Herausgabe gerade dieses Buches noch ermöglicht wurde.

Das Schlußwort, das Emil Camenisch

zu diesem Werke geschrieben hat, sei hier wiedergegeben. Es wirft ein Bild auf das Wirken des charaktervollen, aufrechten, in seinem äußeren Leben so anspruchslosen Bündner Prädikanten: «Die Geschichte soll mit ihrem Hinweis auf die Auswirkungen des Guten wie des Bösen in der Vergangenheit uns ein Ansporn werden, dem Edlen und Guten nachzueifern. Ist das die Aufgabe der Geschichte im großen, so gilt das auch vom historischen Geschehen eines kleinen, abseits liegenden Gemeinwesens.» Das war der Sinn seines unablässigen Forschens und Sichmühens um die historische Wahrheit auch im scheinbar kleinen und engen Kreise. Es mußte ja letztlich alles, auch das Kleine, dienen zur höheren Ehre Gottes.

*Pfr. Th. Caveng, Ilanz*

## Men Rauch

1888 — 1958

Men Rauch, der rätoromanische Troubadour, als welcher er bei seinem Volk wohl am längsten in der Erinnerung haften bleiben wird, hat es verstanden, als ein Dichter zu leben und wie ein Dichter zu sterben: an einem strahlenden Herbsttag fand man ihn im Wald, den er so oft durchstreift, am Wegrand liegen, die entladene Jagdflinte in der Hand, über und über mit Lärchennadeln bedeckt wie mit einem leuchtend gelben Leichentuch, und neben ihm saß still und aufrecht, als Totenwache, Amor, sein Hund und täglicher Begleiter.

Fürwahr, ein Lebensende, wie es für Men Rauch nicht schöner auszudenken wäre.

Für die Hinterlassenen freilich, vorab für seine getreue Wegbegleiterin, die ganz für ihn lebte und die für ihn nötige Atmosphäre schuf, aber auch für alle Freunde und Mitbürger ist eine große Lücke entstanden, die sich kaum schließen wird. Geblieben ist jedoch sein bedeutendes geistiges Erbe: uns, die wir ihn überleben, bleibt nun die schöne Pflicht, es zu hüten und lebendig zu erhalten.

Men Rauch war, so paradox es klingen mag, eine Einsiedlernatur; aber die Einsamkeit ließ ihn um so reifer



werden für die Gemeinschaft. Wie er sich auf der Jagd gerne Meditationen hingab, die sich dann später zu trefsenden, oft spitzigen Aphorismen ver-

dichteten, so reiften in der Stille manche Gedanken, die, in die Tat umgesetzt, der Gemeinschaft zugute kamen. Nichts bekämpfte er mehr als geistige Isolation. So entstand seine Volksliedersammlung, und er selber trug die Lieder mit seiner Gitarre ins romanische Volk hinaus, wo sie je länger je mehr heimisch wurden. Wie leuchteten seine Augen, als er erfuhr, daß sogar die Ladiner in Chur mit Freude seine Lieder sangen.

Er verstand es, die Leute zu begeistern und zum Reden zu bringen; dann hörte er zu und machte sich seine Gedanken. In solchem Freundeskreise schrieb er oft Notizen für seine Erzählungen und Reime zu seinen Gedichten.

Dem aufmerksamen Leser entgeht es nicht, daß ein großer Teil der bedeutendsten Werke Men Rauchs in einem Stil gehalten ist, der sich für den Vortrag eignet: knapp, oft geistreich, nie übertrieben, hin und wieder von schneidender Schärfe.

Vom Alten das Beste zu bewahren und es zusammen mit dem Neuen in eine echte Form zu gießen, danach strebte er. Mit seiner engeren Heimat sehr stark verbunden, waren für ihn Geschichte und Tradition von entscheidender Bedeutung. So setzte er

sich mit aller Kraft für das Unterengadiner Museum ein. Mit feinem Einfühlungsvermögen und großem Fleiß sammelte und gestaltete er das Material zu seinen «Homens prominents» und für sein Freilichtspiel «La chanzun da la libertà», das 1952 in Scuol aufgeführt wurde.

Wenn es galt, den Sinn für die Gemeinschaft zu fördern und die Geselligkeit zu pflegen, war Men Rauch

immer dabei; so fehlte er auch beim ladinischen Cabaret «La Panaglia» nicht, wo er als betagter Mann mit seinen Freunden von Dorf zu Dorf reiste und als ein Original, das er geblieben war, die Leute zum Lachen brachte. Der Sentner Dichter Chasper Po hatte recht, als er schon vor vielen Jahren von ihm sagte: «Men Rauch ist nicht nur ein Men, sondern ein Pheno—men.»

Immer unternehmungslustig, immer jung geblieben, wußte diese lautere Seele vielseitige Begabungen zu entfalten und sie in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen.

*Richard Menzel, Chur*

(Unter Verwendung des Nachrufs im Chalender Ladin 1959.)

Porträt: Ausschnitt aus dem Gemälde «Der Troubadour» von Turo Pedretti.

Men Rauch,  
dem engadinischen Barden,  
zum Abschied

*So ging der Tod schon hinter dir,  
du lieber Freund, als wir uns eben trafen,  
und mahnte dich und sagte: Folge mir  
zu einem Worte zwischen uns  
und dann zum letzten Schlafen.*

*Wir hörten zu. Du hast erzählt  
und neue Verse, Lieder uns versprochen.  
Dich zu vollenden warst du schon erwählt,  
und heimlich bist du vor der Zeit  
gehorsam aufgebrochen.*

*Leb wohl! Leb wohl! Es bleibt dein Wort,  
dein herzfroh Lebens-Ja! — Das Spiel der  
Saiten  
verstummt uns nicht und tönt auch heute fort,  
da wir dich, Sänger Rätians,  
auf letztem Weg geleiten.*

*Betty Knobel*